



# Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt  
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik  
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actienbruderkerei in Sulda.

Nr. 43.                      Sonntag den 25. Oktober 1914.                      31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einspaltige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentaler. — Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. — Der heilige Dreibund. — Aus dem Kalender der Woche. — Ist der Krieg erlaubt. — Zepelin an der Arbeit. — Wadere Soldaten aus dem Kriegsjahr 1866. — Ueber eine Beerdigung im Feld. — Splitter. — Alletet über Kindererziehung. — Wir Mütter! — Feldbrief an die Eltern und Anverwandten der katholischen Soldaten. — Meinen Jungen.

### Wochentaler.

- Sonntag, 25. Oktober, 21. n. Pfingsten.** Fest der heiligen Reliquien, Crispin und Crispinian.
- Montag, 26. Oktober.** Evaristus, Papst und Märtyrer.
- Dienstag, 27. Oktober.** Vigil von Simon und Judas Florentin, Sabina.
- Mittwoch, 28. Oktober.** Simon und Judas, Apostel.
- Donnerstag, 29. Oktober.** Vom Tag. Eusebia, Marzissus.
- Freitag, 30. Oktober.** Vom Tag. Serapion, Märtyrer.
- Samstag, 31. Oktober.** Wolfgang, Bischof und Bekenner.

### Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

#### Das Gleichnis vom unbarmherzigen Knechte.

Evangelium Matth. 18, 23-35.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Das Himmelreich ist gleich einem Könige, der mit seinen Knechten Abrechnung halten wollte. Als er abzurechnen anfang, brachte man einen, der ihm 10000 Talente schuldig war. Da dieser aber nichts hatte, womit er bezahlen konnte, so bejahl der Herr, ihn, sein Weib, seine Kinder und alles, was er hatte, zu verkaufen und zu bezahlen. Da fiel der Knecht vor dem Herrn nieder, bat ihn und sprach: „Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen!“ Und der Herr erbarmte sich über den Knecht, ließ ihn frei und schenkte ihm die Schuld. Als aber dieser Knecht hinausging, traf er einen seiner Mitknechte, der ihm 100 Denner schuldig war. Er packte ihn, würgte ihn und sprach: „Bezahle, was du schuldig bist!“ Der Mitknecht fiel ihm zu Füßen, bat ihn und sprach: „Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen!“ Aber jener wollte nicht, sondern ließ ihn in das Gefängnis werfen, bis er die Schuld bezahlt hätte. Die übrigen Knechte wurden hierüber sehr betrübt, sie gingen hin und erzählten es ihrem Herrn. Da rief der Herr jenen Knecht zu sich und sprach zu ihm: „Du böser Knecht! Die ganze Schuld habe ich dir nachgelassen, weil du mich gebeten hast; hättest nicht auch du meines Mitknechtes dich erbarmen sollen, wie ich mich deiner erbarmt habe?“ Und der Herr ward zornig und übergab ihn den Bestyrern, bis er die ganze Schuld bezahlt haben würde. So wird auch mein himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn ihr nicht, ein jeder seinem Bruder, von Herzen verzeiht.

### Der heilige Dreibund.

(Nachdruck verboten.)

**B**egleite mich heute auf die Spitze eines fernen Hügels. Hinter uns liegt das Meer, durch das soeben die Israeliten trockenen Fußes gegangen sind; vor uns winkt in weitem Ferne das gelobte Land, das von Milch und Honig fließt, das löstliche Erbe Gottes an sein Volk. Dorthin sind die Blicke der Juden gerichtet, dorthin strecken sich ihre Arme, dorthin eilt ihre Sehnsucht. Aber siehst du dort unten in

der Ebene die wogenden Scharen? Siehst du die Schwerter blitzen und die Schilde sich spiegeln im Morgenstrahl? Es sind die Amalekiter, die dem Volk Israel den Durchzug streitig machen. Kriegstüchtige Leute sind es, abgehärtet, wohlvertraut mit Weg und Steg in dieser wildzerklüfteten Gegend, während die Israeliten müde sind von vielem Wandern, Hirten und Ackerleute, des Krieges ungewohnt, unbekannt im wildfremden Lande. Aber sieh, schon naht Josue, der tapfere Held mit seiner kleinen Schar auserwählter Streiter. Mit Todesverachtung stürzen sie gegen den grimmigen Feind. Doch vor der Uebermacht müssen sie weichen. Aber es naht die Hilfe. Siehst du diesen heiligen Mann mit der ehrfurchtsgebietenden Stirn und dem wallenden Barte? Es ist Moses, der Diener Gottes. Schon am Vorabend hat er mit Josue die Geschäfte geteilt und zu ihm gesagt: streite mit deinen Mannen wider die Amalekiter; ich aber will auf der Spitze des Hügels für euch beten. — Das hast du brav gemacht, du gottesleuchteter Prophet; hast du doch gewußt, daß nicht Mann und Waagen, nicht Ross und Reiter, nicht Schild und Schwert die Entscheidung bringen, sondern die Hilfe des Allerhöchsten. „Das Heil des Volkes bin ich, spricht der Herr; aus jeder Not, aus der sie zu mir schreien, will ich sie erretten.“ Den Blick zum Himmel gewandt, die Arme hoch ausgespannt, betet Moses. „Herr, Gott Israels, gedenke deiner Verheißung, uns das Land zu geben, das von Milch und Honig fließt. Ueberliefere nicht diesen Heiden das Volk, das dir dient und deinen Namen preist; schenke Sieg deinen Auserwählten, daß wir dir danken alle Tage unseres Lebens.“ Und wie die Rose ihr Haupt erhebt, wenn trischer Tau in ihren Kelch fällt, so erholten sich die Israeliten unter dem Gebet ihres Führers. Sie machten Halt auf der Flucht, lehrten sich gegen den Feind, warfen ihn rückwärts, brachten ihm große Verluste bei. Doch wie Bleigewicht lasteten des Moses ausgestreckten Arme an seinen Schultern, und kraftlos ließ er sie herabsinken an den Seiten. Und siehst du nicht, wie die Amalekiter wieder zum Stehen kommen, den Stül umkehren, die Israeliten zurückwerfen? O laß die Hände nicht sinken bester Moses, fahre fort in deinem Gebet! — Da nahen zwei Männer, bringen einen Stein herbei und legen den Moses darauf; dann stützen sie seine Arme, der eine von der rechten, der andere von der linken Seite. Wie ein Adler mit ausgespannten Flügeln über den Höhen kreist, so stand Moses mit ausgestreckten Armen auf der Anhöhe, und

betete ohne Unterlaß, bis am Abend die Amalekiter vollständig geschlagen waren. —

Sieh da, liebe Freunde, wie drei Männer um Siegesbeigetragen haben: Moses, der betete, Aron und Hur, die ihn beim Gebete unterstützten. Diese drei bildeten mit einander einen heiligen Dreibund, an dem die Macht der Feinde zerschellte.

Dieser Dreibund soll auch bei uns zu finden sein. Moses sinnbildet das Gebet, Aron und Hur zwei mächtige Stützen des Gebetes, die ich im Fasten und Almosen erkenne. Du erinnerst dich doch an die schöne Lehre, die der Erzengel Raphael bei seinem Scheiden Tobias mitgab: Gebet mit Fasten und Fasten ist besser als Schätze von Gold aufzuhäufen. — Dieser hl. Dreibund wird auch in unserm Krieg eine Macht bilden, an welcher der Ansturm unserer Feinde soll zuhanden werden.

Was der Heiland sagt, was die Schrift in unzähligen Beispielen und Mahnungen uns predigt, unter Kaiser hat es ausgesprochen mit den denkwürdigen Worten: geht in die Kirche und betet zu Gott! — Wahrlich, dieses Kaiserwort ist nicht msonst verhallt in deutschen Landen, hat vielmehr Armeen von Vetern hervorgezaubert, die das Vaterland beschützen. Welcher Soldat, der das Brüllen der Kanonen, das Säulen der Kugeln vernimmt, zieht nicht aus dem Tornister sein Gebetbuch und stammelt vor Beginn der mörderischen Schlacht ein Gebet im Angesicht des Todes? Aus schriftlichen und mündlichen Nachrichten haben wir die tröstliche Gewißheit, daß unsern Kriegern unter der grauen Uniform ein goldenes Herz schlägt, daß sie täglich ihren Gott vor Augen haben, daß sie von christlichem Geiste getragen und mit Gottvertrauen gepanzert sind. Und wir, die wir zu Hause zurückbleiben, sollten ihnen im Gebetseifer nachstehen? Nein; in heißen Gebeten wollen wir alle den Himmel bestürmen, den Schutz für unsere Lieben, um Sieg der deutschen Waffen, um Frieden für die schwergeprüften Völker. Ist aber nicht Israel zurückgewichen, wenn Moses die Hände sinken ließ? Was lernst du daraus? Daß nur der Beharrlichkeit der Ertrag sicher ist. Im Anfang, als der Krieg noch neu war, als die Gefahr in schrecklichen Umrissen vor unseren Augen stand, da sind die Gebete angeschwollen wie die Wäde bei einem Wolkenbruche und die Kirchen sind gefüllt gewesen wie bei einer Primiz. Nachdem aber der Krieg sozusagen etwas altes ist und wir uns daran gewöhnt haben, sind manche im Gebete nachlässig und müde geworden wie ein alter Saul im Ziehen. Freund, das taugt nichts. Gerade jetzt, wo die

Entscheidung auf der Spitze steht, heißt es beten und nicht nachlassen.

Und daß ich die beiden Stützen nicht vergesse: „Fasten und Almosen.“ Du brauchst nicht gleich am Hungertuche zu nagen, kannst aber doch in deinen Genüssen, Speise, Trank, Kleidung und Lebensanprüchen etwas bescheidener sein und dir etwas versagen und dich einschränken und behelfen. Vielleicht kannst du auch am Abend ein Stündchen länger aufbleiben, von deiner Nachtruhe etwas opfern, warme Strümpfe stricken, Kleider machen oder sonst etwas arbeiten für den Mann im Felde für den Vincenz- und Elisabethverein oder für das Rote Kreuz. Für solche Werke verzeiht dir Gott die Sünden, erläßt dir die Hölle und schenkt dir den Himmel. „Denke dir,“ sagt der hl. Johannes Chrysostomus, „du würdest zum Tode abgeführt und es würde dir das Leben geschenkt, wenn du einen Teil deines Vermögens hergeben würdest; würdest du nicht mit Freuden nach dieser Reitung greifen? Nun aber droht dir der ewige Tod und das Feuer der Hölle. Beides aber soll dir geschenkt werden durch die Kraft des Almosens, durch die Werke der Liebe.“ Sollen wir nicht mit tausend Freuden einen so leichten, so bequemen Weg einschlagen? So wirst du mit dem „hl. Dreibund“ nicht nur dem Vaterlande nützen, sondern auch den Himmel dir erkauen.

Der Burgpfarter.

### Aus dem Kalender der Woche.

Der kirchliche Sternenhimmel.

Schon ist der flüchtige Kreislauf des Jahres beim vorletzten seiner Monate, beim November, angelangt; an die immer kürzer werdenden Tage schließen sich jene trübdunkeln Nächte, deren Finsternis nicht wie im Winter durch der gewaltigen Schneeflächen Leuchten gemildert wird. Und in diesen Nächten emporsteigt sich des Sternenhimmels flimmernde und glitzernde Pracht ganz anders als zur Sommerzeit. Auch die kleineren Gestirne heben sich von dem pechschwarzen Hintergrunde deutlich ab und staunend und bewundernd blickst du empor zu den Wundern der Höhe, wenn irgend ein Anlaß dich hinausführt zur Nachtzeit in Gottes freie Natur. Willst du Sternlein glänzen hermeder und doch siehst du nur einen Teil derselben, denn hinter den sichtbaren gibt es noch unzählige andere, wie die Astronomen sagen.

Einem Sternenhimmel vergleichbar ist auch das ungeheure Heer der Heiligen, welche die katholische Kirche hervorgebracht hat, und bewundernd heben wir unsern Blick zu ihnen empor aus dem dunkeln Tal der Jähren. Tausende und Abertausende sind uns nach Namen, Stand, Heimat und Martyrium bekannt; aber Millionen und Millionen Gerechter gibt es, die den Kampf glücklich vollendet haben hienieden und im Jenseits gekrönt wurden mit der Krone des ewigen Lebens, deren Namen kein Kalender, keine Heiligen-Legende und kein Martyrerverzeichnis uns meldet. Und während die bekannten Heiligen und Seligen einen bestimmten Tag zugewiesen erhielten im Kirchenjahre, an denen ihrer von der streitenden Kirche gedacht wird, blieben die anderen alle, alle ohne Verehrung, wenn nicht ein Tag eingeseht wäre, welcher allen Heiligen insgesamt geweiht ist; es ist das Fest Allerheiligen, das am 1. November gefeiert wird.

Das Fest verdankt seinen Ursprung folgenden Umständen: Etwa 25 Jahre vor Christus ließ Markus Agrippa, der Schwiegerohn des Kaisers Augustus, zu Rom einen herrlichen Tempel erbauen, um ihn seinem Schwiegervater zu widmen. Da aber dieser eine solche Ehrung nicht annahm, so widmete jener das Gebäude den Göttern Mars und Jupiter Vindex, dem Rächenden, um das beständige Andenken an den Sieg, den Augustus bei Aktium über Markus Antonius und Kleopatra errungen, zu erhalten. Später wurden darin die Statuen der Göttin Cybele und aller anderen Götter und Göttinnen aufgestellt. Der Tempel erhielt davon den Namen Pantheon, d. i. Sammelplatz aller Gottheiten.

Als das Christentum dann im Laufe der Jahrhunderte zur Staatsreligion erhoben wurde, fielen die meisten heidnischen Tempel dem Untergange anheim, das genannte Prachtgebäude jedoch wurde verschont. Man schaffte nun die Götterbilder heraus und schloß seine Pforten.

Papst Bonifatius IV. hat später den Kaiser Phocas um das Pantheon, weil er es zu einem christlichen Gotteshause umwandeln wollte. Seine Bitte wurde gewährt und das Pantheon am 1. Mai 609 zu Ehren des wahren Gottes eingeweiht. Der Papst ließ dann die Gebeine der ehrwürdigen Glaubensbekenner aus den verschiedenen Kirchhöfen Roms sammeln, auf 28 Wagen zur neugeweihten Kirche fahren und dort ehrenvoll bestatten. Von dieser Zeit an erhielt sie den Namen: „Heilige Jungfrau von den Martyrern.“ Wegen ihrer runden Form wurde sie aber auch „Rotunda unserer lieben Frau“ genannt. Der Papst verordnete auch, daß alljährlich an demselben Tage das Gedächtnis der Einweihung festlich begangen werde. Damit verband sich von selbst die Feier eines Allerheiligentages an diesem Tage. Papst Gregor III. hat dasselbe auf den 1. November verlegt, und Papst Gregor IV. im Jahre 834 auf Ansuchen Ludwigs das Frommen die Feier für die ganze Kirche vorgeschrieben.

So wird die Kirche nach Möglichkeit dem Spruche „Ehre, wem Ehre gebührt“ zufolge allen jenen gerecht, die jetzt als Sterne am Himmel Gottes erglänzen. Und auch die Verlegung des Festes in die Zeit des Herbstes ist nicht ohne Bedeutung. Es ist ja die Zeit nach der Ernte, da alles, was die Erde hervorgebracht hat in der heißen Jahreszeit, eingebracht ist. So haben auch die Heiligen den Lohn heißer und lauspreicher Tage verdient und freuen sich nun der ewigen unvergänglichlichen Früchte.

Wir aber hier auf Erden müssen noch arbeiten und säen und den Schweiß des Tages ertragen, um dereinst zu der gleichen goldeneu Ernte zu gelangen. Und wenn uns da müde und matt der Arm sinken und der Mut uns verlassen will, da brauchst du nur einen Ausblick zum Sternenhimmel der Heiligen und Seligen, die ja auch einst das gleiche Loos zu tragen hatten; dann werden wir neue Kraft schöpfen zu neuen Mähen und Opfern.

Der Kalenderstreiber.

### Ist der Krieg erlaubt?

Blutigrot lobet die Kriegsfahel in ganz Europa, Länder und Völker stehen einander gegenüber mit den Waffen in der Hand. Hoch geht in unseren Tagen die patriotische Begeisterung, auch die schwersten Opfer an Gut und Blut legt unser Volk, in der tiefen Ueberzeugung von der Notwendigkeit des Krieges und von der Gerechtigkeit seiner Sache, freudig auf den Altar des Vaterlandes. Mit berechtigtem Stolz schickt der Vater seine Söhne ins Feld, und der Segen der Mutter und das Gebet der Schwestern und die Liebe der treuen Lebensgefährtin begleiten den tapfern Krieger hinaus auf die Wahlstatt. Bewundernswert ist die Disziplin und die Ausdauer unserer Truppen; und ihre Uner-schrockenheit und ihr Heldenmut im Kampfe würdig der schönsten Zeiten unseres Vaterlandes.

Und doch, wie menschlich ist es, wenn einmal der Tod eine reichere Ernte hält und wenn die Jüge von Verwundeten und anschaulich die Schrecken des modernen Krieges zeigen und wenn infolge der längeren Dauer des Krieges die drückenden Begleitererscheinungen sich da und dort mehr fühlbar machen, daß einmal die zaghafte Frage auftaucht: Ja, ist denn das wirklich alles notwendig? Muß es denn sein? Und wäre der ewige Weltfrieden, von dem man zur Zeit der Ruhe gesprochen, nicht doch ein schöner Traum? O ja, ein Traum und auch nur das! Wenn Gott das Haus nicht baut, dann bauen die Bauleute vergebens. Je mehr sich die heutige Kultur von ihrer natürlichen Grundlage, von Gott, entfernt, desto mehr schwindet der Traum vom ewigen Frieden in nebelhafte Fernen. Kriege hat es immer gegeben und wird es immer geben; was jedoch die Gefahr des vielgefürchteten Weltkrieges, der nunmehr ausgebrochen, schon seit Jahrzehnten wie ein Damoklesschwert über dem Haupte Europas hängt, das ist der Unglaube, das ist die Gottentfremdung der Menschen und ihrer Führer und Ratgeber, welche unserer Kulturmenscheit in langsamer, aber unaufhaltsam ihr Werk tuender Minierarbeit die unentbehrlichsten sittlichen Werte entzogen hat. Gott sei Dank, ist weder bei uns in Deutschland noch in dem verbündeten Oesterreich, dessen Söhne gleichfalls schon Wunder der Tapferkeit verrichtet, diese sittliche Ent-

kräftigung so weit gediehen, daß das Volk in seiner Gesamtheit schon die Widerstandskraft gegen die Feinde aller höchsten Güter eingebüßt hätte. Die geradezu grenzenlose Begeisterung, mit der in Mitteleuropa die Kriegserklärung aufgenommen wurde und die Tapferkeit, welche unsere Söhne und Brüder bereits vor dem Feinde bewiesen, können nur unseren Mut belohnen und uns mit der festen Hoffnung erfüllen, daß Gott uns in seiner Güte auch den endgültigen Sieg verleihen wird.

Wenn je ein Krieg, so hat gerade der gegenwärtige gezeigt, daß Kriege nun einmal eine blutige Notwendigkeit sein können und in ihrer Notwendigkeit liegt auch der Grund ihrer Erlaubtheit vom Standpunkte des christlichen Sittengesetzes aus; das gilt in ganz hervorragender Weise vom gegenwärtigen Krieg. Es dürfte sehr zeitgemäß sein, die Erlaubtheit eines Krieges, vom Standpunkte des christlichen Sittengesetzes aus, einmal etwas eingehender darzulegen.

Wir können uns zunächst auf den rein naturrechtlichen Standpunkt stellen. Naturrecht und Naturgesetz geben uns zwei Grundprinzipien an die Hand, welche uns sowohl die Erlaubtheit des Krieges zum Bewußtsein bringen, als auch die Grenzlinien und Bedingungen erkennen lassen, unter denen der Krieg gerecht und erlaubt ist.

Das erste Grundprinzip ist die tief im Rechtsbewußtsein des Volkes wurzelnde Ueberzeugung von der Berechtigung der Nothwehr. Jeder Mensch weiß, daß er sich gegen einen ungerechten Angreifer, soweit es zur Abwehr des Angriffes notwendig ist, verteidigen kann. Oder soll der ruhig seines Weges gehende Wanderer sich widerstandslos seiner Barschaft berauben oder sich gar das Leben nehmen lassen? Das müßte ihm niemand zu, auch Gott nicht. Wenn aber ein solches Recht schon dem Einzelnen zusteht, dann muß dieses um so mehr der Gesamtheit der Einzelnen, welche im Staate verkörpert ist, zuerkannt werden. Ja, der Staat wird viel mehr die Pflicht der Nothwehr haben als die einzelne Person, weil diese oft auf die Wahrung ihrer Güter verzichten kann, während der Staat sie wahren muß. Der Krieg ist also nichts anderes als ein Akt der sozialen Nothwehr und seine Erlaubtheit knüpft sich an dieselben Bedingungen, durch welche die Nothwehr überhaupt in den Grenzen der Gerechtigkeit erhalten wird.

Wenn wir den Krieg als Akt der Nothwehr bezeichnen, so ist damit nicht gesagt, daß nur der Verteidigungskrieg erlaubt sei, nicht aber der Angriffskrieg, das heißt, daß man immer warten müsse, bis der Feind tatsächlich angreift. Der Unterschied zwischen Defensiv- und Offensivkrieg ist eigentlich ein technischer, kein grundsätzlicher. Die beste Verteidigung eines in seinen Lebensinteressen bedrohten Staates ist oft das vorbeugende Vorkommen, zum Beispiel durch Entloftung feindlicher Truppen und Festungen, Wegnahme der feindlichen Kriegsvorräte, Abschneidung der Zufuhr. Ein solcher Krieg mag formell ein Angriffskrieg sein, ist aber tatsächlich ein Verteidigungskrieg.

Aber das folgt aus dem Begriff der Nothwehr, daß nicht mehr geschieht als notwendig ist zur Wahrung der Sicherheit und der berechtigten Interessen des Staates. Wenn also diplomatische Verhandlungen, Repressalien, Vermittlung, Warenboykott und dergleichen Mittel genügen, um dem Staat zu seinem Rechte zu verhelfen, so darf nicht zum Kriege gegriffen werden, der doch immer das größere Uebel bleibt. Ebenso muß die Bereitwilligkeit immer vorhanden sein, den Krieg einzustellen, sobald der Zweck erreicht ist oder der Feind sich ohne irreführende Hinterhältigkeit zu gerechten Friedensbedingungen versteht. In gleicher Weise ist sinn- und zweckloses Morden und Brennen immer unerlaubt, und sowohl das ganze Heer als einzelne Abteilungen haben nur insoweit das Recht zur direkten Schädigung des Feindes an Leben und Habe, als es zur Abwehr oder zum günstigen Kampferfolg oder zur eigenen Erhaltung notwendig und zweckmäßig ist. Unerlaubt sind auch alle in sich unsittlichen Mittel, wie Lüge, Mord von Unschuldigen und Wehrlosen, Entehrung von Frauen, Tötung oder Verstümmelung bereits kampfunfähiger. Näheres bestimmen die völkerrechtlichen Konventionen. Natürlich sind Kriegslüge, Scheinaussfälle, gewisse Kunstgriffe, durch die der Feind sich selbst in Irthum führt, keine Lügen und daher nicht unerlaubt.

So, wie jedem Staat dieses Recht der Nothwehr für sich selbst zusteht, kann und muß er unter Umständen auch einen anderen ungerecht geschädigten Staate oder Bundesgenossen Hilfe in der Nothwehr leisten.

(Schluß folgt.)

### Zeppelin an der Arbeit.

Eine schwüle Nacht senkt sich über die Schlachtfelder. Die Sterne glühen am Firmamente auf. Im Graze beginnen die Grillen zu zirpen. Ein friedliches Ronzert nach dem Donnern der Geschütze!

Noch vor einer halben Stunde haben die Patrouillen einen französischen Flieger herabgeschossen. Und das war gut, denn hinter der Front legt ein deutscher Luftkreuzer, von dessen Nähe der Feind keine Ahnung hat.

Seine Gaszellen sind schon seit einer halben Stunde gefüllt. Die Besatzung steht leise plaudernd neben den gepanzerten Gondeln.

Der Oberingenieur läßt die Motore langsam anlaufen und beobachtet dabei prüfend das Spiel der Wellen in den stählernen Lagern.

Heute gilt es. Zum ersten Male soll das kühne Luftfahrzeug von oben herab in den Kampf eingreifen. Ordonanzen kommen auf schweißbedeckten Pferden angesprengt und überbringen dem Führer des Luftschiffes Befehle.

Mitternacht ist vorüber. Da klingt von der vorderen Gondel her ein Glodenzeichen. Die Besatzung klettert an den Strickleitern in die Gondeln hinauf und im nächsten Augenblick ertönt das Kommando: „Schiff auf!“

Im selben Augenblick setzen die Propeller ein. Man hört das Gleiten der Steuerdrähte. Die Jalousien stellen sich schräg aufwärts gegen das Firmament und majestätisch erhebt sich der Luftriesen empor in sein Reich.

Alle Lichter an Bord sind gelöscht, nur in der vorderen Gondel glüht ein kleines Lämpchen und beleuchtet die Fläche der Luftarte, welche in krausen Linien und Punkten dem Führer den Weg weist.

Z VI hatte sich bis zu einer Höhe von eintausend- und zweihundert Metern emporgearbeitet. Seine Propeller tanzen jetzt einen tollen Reigen. Die Schallverteiler legen ihre großen, parabolischen Ohrmuscheln dicht an das Motorgehäuse und vibrieren leicht in dem Brausen und Knattern, das die hundertunddreißigförmigen Maschinen erzeugen.

Durch die Decktreppe hinauf eilen die Geschümannschaften, welche die Maschinengewehre auf der oberen Plattform zu bedienen haben.

Wehe dem feindlichen Flieger, der sich in die Nähe des Riesens wagt! Wie ein Adler die Taube würgt, so zerfleischt ihn die Krallen des Beherrschers der Lüfte.

Der Führer sieht zur Tiefe. Die Erde erscheint als eine schwarze Fläche, aus welcher hin und wieder das trübe Auge eines Lagerfeuers herausleuchtet.

Doch jetzt blüht unter ihm plötzlich der mächtige Lichtkegel eines deutschen Scheinwerfers auf, um gleich darauf wieder zu verlöschen. Der Telegraphist ergreift den Nactonitaster und gibt Aufklärung nach unten.

Um einhalb drei Uhr muß man über Lüttich schweben, um den Sturmangriff der Kameraden zu unterstützen.

Von Zeit zu Zeit gleiten in der Tiefe die Lichtzeichen vorbei, die dem Riesenvogel auf seinem Fluge als Markierungen dienen: vier im Kreuz aufblühende Lichter.

In stolzem Fluge schießt der schlauke Kriegsadler dahin. Es ist zwei Uhr.

Der Mond erleuchtet bereits. Die Nebel steigen und liegen als dünner Stratussteppich über dem Firmament.

Sie umhüllen den kühnen Nar mit weißen, wallenden Schleieren und zwingen ihn zur genaueren Orientierung seinen Flug zu senken.

Jetzt müssen die verwegenen Luftpiraten nahe am Ziele sein.

Graue Gebäude rücken ihre Konturen in den Horizont und darüber hinaus erscheinen als feine, vielgestaltige Filigranarbeit Türme und Schornsteine.

Durch den surrenden Ton der Luftschrauben hört man ferne ein langgezogenes Hornsignal.

Mit unheimlicher Schnelligkeit rast Z VI jetzt dahin.

Drei auserwählte Menschenhirne lenken seinen Flug und arbeiten fieberhaft an der Ausführung des Zerstörungsplanes.

Der Maschinentelegraph klingelt und trägt die Befehle in die hintere Gondel.

Wieder gleiten die Jalousien in ihren Drahtgestellen und weiter abwärts richtet sich der Flug.

„Wir sind am Ziel!“ sagt der Führer zum assistierenden Kameraden, und leichtes Ritzern in der Stimme verrät Freude und Aufregung.

Von der Erde tönt fernher wieder ein Hornsignal. In heller, aufsteigender und plötzlich fallender Tonfolge mach es die Pulse derer da unten und derer hier oben schneller schlagen. Der Sturm beginnt.

„Korb fertig?“ fragt der Kommandant durch sein Sprachrohr.

„Alles in Ordnung!“ kommt die Meldung.

„Steigen!“

Z VI fängt an zu zittern, als ob er den Ernst der Lage wie ein vernunftbegabtes Wesen begriffe.

Mit stolzer Sicherheit steigt er aufwärts, sieghaft und majestätisch.

Und es ist auch höchste Zeit.

Schon bellen aus den Forts die Kanonen gegen ihn an wie heifere Hunde. Pfeifend schießen die Projektile dicht neben dem Tragkörper in die Luft empor.

Aber von draußen aus der Ebene ertönt fast gleichzeitig das Brüllen der deutschen Geschütze. Und die haben ein anderes Ziel. Krupp spricht ein ernstes Wort mit dem Feind und Zeppelin wird seine Meinung auch bald sagen.

Jetzt nimmt ihn die Stratuswolke auf, die durch die Rauchfahnen aus den Schornsteinen der Stadt fast undurchsichtig verdichtet wird.

Der Barograph zeigt eintausendunddreihundert Meter Höhe. Wieder ertönt ein Kommando, das in dem Brausen der Luftschraube nur dem Ingenieur in der hinteren Gondel verständlich ist.

Plötzlich verstummen die Propeller.

Ein gepanzerter Ballontorb senkt sich zwischen den beiden Gondeln herab, schwankt einen Augenblick wie überlegend zwischen Himmel und Erde, und sinkt dann gleichmäßig schnell zur Tiefe.

Die Windtrommeln lassen ihre Stahltrassen ablaufen, und der Korb schrumpft mit seinem kühnen Inzassen unter seiner schwebenden Festung mehr und mehr zu einem Ball zusammen.

Der Luftriesen steht jetzt ganz still.

Wie ein lauschendes Ungeheuer schwebt er regungslos zwischen Himmel und Erde.

Die Männer an Bord halten den Atem an.

Der Korb trägt lastbare Fracht zur Tiefe.

Jetzt stoppt die Seiltrommel. In sanften Pendelbewegungen schaukelt der Korb hin und her.

Nichts scheint sich zu regen. Ist der Mann im Korb bereits von einer feindlichen Kugel getroffen?!

Jetzt setzt ein wütendes Pelotonfeuer ein, als speie eine ganze Hölle ihren Brodem zum Himmel empor.

Der Wadere da unten im Korbe beißt die Zähne aufeinander, wenn die Kugeln an der stählernen Wandung seines Korbes aufschlagen und krahen.

Dann richtet er sich aus seiner geduckten Stellung einen Augenblick auf. Zwischen seinen derben Fäusten hält er eines der schwarzen, feuerspeienden Rieseneier, hält es einen Moment über den Korbrand, als wollte er ihm einer besonderen Segen erteilen, und dann läßt er es zur Tiefe gleiten.

Schnell duckt er sich wieder, und mit klopfendem Herzen lauscht er hinab.

Da — ein markerschütternder Knall. Ihm ist, als ob er das Splittern und Bersten der Steine und Betonmassen deutlich unterscheiden könnte.

Einen Augenblick setzt das feindliche Feuer aus, dann ein vieltausendstimmiger Wutschrei. Kläffend bellen wieder die stählernen Hunde da unten gegen ihn an, aber mit triumphierendem Hohnlachen läßt er aus seiner einsamen Höhe Bombe auf Bombe niedergleiten.

Und zwischen das Aufbrüllen seiner krepierenden Geschosse dröhnen wie Hammerschläge gegen einen Sargdeckel in regelmäßigen Zwischenräumen die deutschen Geschütze.

Hurra und Wutschrei mischen sich zu einem höllischen Lärmeszech.

Dann fühlt er sich emporgehoben. Das Tosen der Erde wird in seinen Ohren schwächer und schwächer.

Wie eine stählerne Schlange spinnt die Stahltrasse ihre Bindungen um die Trommel und hebt den Helden wieder empor zur sicheren Höhe.

Wieder rasseln die Propeller.

Die Sonne badeht jetzt die Spitze des herrlichen Luftschiffes in flammendem Rotgold und legt ihre Strahlen wie eine schöne, ferne Verheißung um die rotierenden Wellen.

Zwei Stunden später gleitet der Luftriesen über seinem Ankerplatz wieder zur Erde hinab, und dort erfährt die Besatzung den Sieg von Lüttich.

Zeppelin und Krupp!

Und in jedem deutschen Krieger lebt ein Teil Zeppelinscher Zähigkeit und Kruppschen Stahles.

### Wadere Soldaten aus dem Kriegsjahr 1866.

In der „Korrespondenz“ lesen wir: Im Gedächtnis der Pfarrei Schöngrabern in Niederösterreich findet sich aus dem Jahre 1866 folgende Epitode: „Unter dem Kommando des Prinzen von Hessen-Darmstadt kamen bei 300 Mann. Bald war nun die Angst vor den Preußen verschwunden, da man erkannte, daß sie Katholiken seien, als

solche schöne Marienlieder sangen, Medaillen der allerheiligsten Jungfrau, die sie trugen, vorwiesen und sich artig und anständig benahmen. Am 17. Juli trüb ließ mich ein Mann bitten, ich möchte ihn Beichte hören, worauf er nach der heiligen Messe die heilige Kommunion andächtig empfing. Er kam hernach zu mir in den Pfarrhof und bat mich, um ein Kreuzlein zum Tragen auf der Brust, da er das seinige verloren hatte. Von ihm hörte ich, daß sie Rheinländer seien. Untertags mußte die Truppe weit und breit herumpatrouillieren, sie suchte aber im Felde möglichst die Beschädigung des Weizens zu vermeiden. — Gegen Abend legte ein Leutnant, namens von Niewand (der spätere Landrat von Mühlheim a. Rhein) seine Beichte ab. Nach derselben erzählt er mir, daß die meisten, obgleich sie alle vor dem Ausbrüchen ins Feld in ihrer Heimat die heiligen Sakramente empfangen haben, auf dem Germanische den Wunsch äußerten, wenn sie abermals zu denselben gelangen könnten, aber es habe sich nie eine Gelegenheit dazu ergeben. Auf meinen Antrag, ihnen recht gerne zu Diensten sein zu wollen, kamen sie einer nach dem andern zum Beichtstuhl bis in die späte Nacht hinein und empfingen tags darauf, zeitlich morgens, die heilige Kommunion, alle mit gefalteten Händen, mit der größten Ehrfurcht und Andacht, die mich sehr erbaute und nur bedauern ließ, daß meine Pfarrkinder (die geflüchtet waren) nicht Zeugen dieses erhebenden Schauspieles sein konnten. Am 18. Juli marschierten sie auf der Reichsstraße abwärts.“

„Und der Geist, der im ganzen Korps tut leben, Reizet gewaltig wie Windeswehen Auch den untersten Reiter mit.“

(Schiller: „Wallensteins Lager“.)

Wahrlich, wer seinem Gott treu ist, der ist es auch seinem König und Vaterland.

### Ueber eine Beerdigung im Feld.

lesen wir in einem Feldpostbrief. Es gibt wohl keinen traurigeren Anblick als einen von Verwundeten erfüllten Truppenverbandplatz, erschütternd selbst für die abgehärteten Augen des Arztes. Deutsche und Belgier liegen hier auf Stroh. Durch Umstreuen muß man sich überzeugen, ob sie noch leben. Wir stellen neun Tote fest, durch vergebliches Schütteln; sie liegen unter den Verwundeten. Die Transportfähigen werden auf Ambulanzautos möglichst zahlreich aufgeladen. Dann übernehmen wir die Beerdigung der Toten: 4 Deutsche, 5 Belgier. Vier unserer Leute schaufeln ein Massengrab, drei schide ich Blumen suchen. Nach einer halben Stunde treten mein Kamerad und ich aus offene Grab. Ein leiser Regen tröpfelt herab, fällt in die etwa 1 1/2 Meter tiefe Grube, die nun die zerstörte Hoffnung von neun armen Familien aufnehmen soll, von Müttern, Frauen und Bräuten, die vielleicht noch jetzt Briefe an ihre Lieblinge schreiben. Es liegt etwas unsäglich Trauriges über unserer einfachen Zeremonie. Acht Soldaten legen möglichst sanft und behutjam die Toten ins Grab, einer eng neben dem andern, die Köde über die Gesichter. Dann befiehlt mein Kamerad: „Helm ab zum Gebet!“ Und während vorn auf dem Felde unsere schwere Artillerie donnert, werfen wir den toten Kameraden drei Hände voll Erde ins Grab. Eine Viertelstunde darauf bedt sie ein Hügel, geschmückt mit einem einfachen Kranz und einem schönen Blumenbeet. Der Donner der Haubitzen ist die großartigste Grabmusik, die stille Ergriffenheit der Kameraden die ehrenfeste Trauer, die wohl einem Mann unserer Generation und unserer Gegenwart zuteil werden kann . . .

### Splittter. Krieg.

Das ist der Fluch der Völkerscharen: Die höchsten Güter zu bewahren, Verwandeln sie sich in Barbaren Bei Pulverdampf und Kampfgeräusch, Wenn irgend ein Barbar es will.

### Bündnisse.

Schwach bleibt ein Bund, den der Haß geeint Gegen einen gemeinsamen Feind; Ehern ist nur der Kette Band, Das gemeinsame Liebe wand.

# Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

## Allerlei über Kindererziehung.

Die Zuchtmittel.

(Fortsetzung.)

Wie denkt sich nun der Verfasser der erwähnten Schrift die Vollziehung der Strafe, wenn aus den in der vorigen Nummer angegebenen Gründen eine körperliche Züchtigung notwendig wird.

1. Da jede ernste pädagogische Einwirkung auf ein Kind oder einen jungen Menschen unter vier Augen geschehen muß, soll auch die körperliche Züchtigung allein vorgenommen werden, nicht in Gegenwart der Geschwister oder gar fremder Leute. Die Stimmung des Jungen ist eine ganz andere, wenn er allein seinem Vater gegenübersteht, als wenn er von Zuschauern oder Zuhörern umgeben ist. Im letzteren Falle wird ein irreführendes Ehrgefühl ihn sehr leicht zum Trotz und zur Widersehllichkeit veranlassen, wodurch der sittliche Wert der Strafe ganz verloren geht. Wir haben schon verschiedentlich auf die bei Herder (Freiburg) erschienenen Garrold'schen Jugendschriften hingewiesen, die den Leser u. a. auch in die Pädagogik der Jesuitenschulen einführen. Die „echten Jungen“, die „kleinen Brauseköpfe“ und das „wilde Kleeblatt“ sind Zöglinge solcher Schulen. Die gelegentliche Verabreichung der Prügelstrafe ist in ihnen nicht ausgeschlossen; wenn sie erfolgt, geschieht es, wie wir da lesen, auch immer unter vier Augen.

2. Das Strafurteil soll der Bestrafende nicht in Wut oder Aufregung, sondern stets ruhig mit sichtlichem Schmerz über das Vergehen, ohne jede Beimischung persönlicher Befriedigung aussprechen und zwar nur andeutend mit mildem Ernst.

3. Das Strafinstrument soll einen hervorragenden, allen sichtbaren Platz im Hause haben (z. B. hinter einem Kreuztisch), um ihm gleichsam eine gewisse Ehrwürdigkeit zu verleihen. Dieses Strafinstrument soll man stets zur Züchtigung gebrauchen, nicht die Hand oder ein gerade zur Hand liegendes Werkzeug. Der zu Strafende soll selbst das Strafinstrument von seinem Platze nehmen und dem Vollstrecker der Strafe überreichen, um dadurch die freiwillige Dinnahme der Strafe auszudrücken, die er verdient zu haben anerkennt. Von dem „spanischen Rohr“ oder einem starren Stod will der Verfasser nichts wissen, er empfiehlt eine dünne, biegsame Weide oder ein Bündel von Weiden, die alle Rute, Birke, Weide und Haselnuß sollten, so meint er, ihre alten Beziehungen zu den Wubenzüden wieder erneuern. (In früheren Zeiten zog die ganze Schule in den Wald, um selbst die Ruten zu holen.)

4. Auch über das „Wie“ weicht die Ansicht des Verfassers von der jetzt ziemlich allgemein üblichen Praxis ab. Das sogen. „Ueberlegen“, „Ueberziehen“ soll gänzlich unterbleiben. Diese Strafform verleihe schon in der Stellung, die sie erfordert, den Anstand und das zartere Schamgefühl und schlicke eine höhere sittliche Auffassung der Strafe völlig aus. Nach seiner Ansicht soll die Strafe entweder auf den Rücken (Rüdel) oder auf die Hände gegeben werden. Im ersteren Falle soll der Knabe vor dem Strafenden niederknien und die Arme über der Brust kreuzen, im zweiten Falle soll er aufrecht vor ihm stehen und ihm die inneren Handflächen offen darbieten. Die Zahl der Schläge auf den Rücken soll 12, auf die Hände 6 nicht übersteigen. Allzu schwache Körperstrafen hält er pädagogisch für nicht richtig, es solle selten, dann aber auch gründlich gezügelt werden, die Züchtigung solle wirklich eine außerordentliche Strafe mit fühlbarem, lebhaftem Schmerz sein. Offene Gleichgültigkeit, Spott über die Strafe bei Geschwistern oder Kameraden und Eigensinn dürfte der schmerzlichen Strafe gegenüber nicht Recht behalten. (Fortsetzung folgt.)

## Wir Mütter!

(Aus den „Fliegenden Blättern“.)

Wer ist so stolz wie wir auf der Welt?  
Unsre Söhne zogen hinaus ins Feld,  
Für Kaiser und Reich, zu Trutz und Wehr,  
— Deutschlands Blüte für Deutschlands Ehr' —  
Zu steh'n oder fallen — wie's Gott gefällt,  
Jeder Jüngling ein Mann, jeder Mann ein Held! —  
Dah' Gott ihnen gnädig sei!  
— Meiner ist auch dabei!

Wir wissen alle, es mußte sein,  
Wir tragen's tapfer und schicken uns drein;  
Nur manchmal — so im Vorübergehen —  
Bleiben wohl zwei zusammen stehen;  
Mit Augen, von heimlichen Tränen verbrannt,  
Reichen sie sich die zitternde Hand —  
Da bricht's aus der Brust wie ein Schrei:  
— „Meiner ist auch dabei!“

O Zeit so hart! — o Zeit so groß!  
Wir alle tragen das gleiche Los,  
Ein einz'ger Gedanke mit uns geht,  
Ein Glaube — ein Hoffen — ein Gebet:

„Herrgott laß Deutschland nicht verderben,  
Für das unsere Söhne bluten und sterben!“  
Herr, höre der Mütter Schrei! —  
— Meiner ist auch dabei!

Und vor mir steigt's auf — eine Vision:  
Ich höre den Sturm der Gloden schon,  
Trommelwirbel und Durcharuf —  
In Rosen versinken der Rufe Ruf,  
Von Siegesgeläut die Luft erdröhnt  
Sie kommen, sie kommen! — Vorbeergekrönt,  
Von Jubel umbraut, von Fahnen umwallt,  
Und über die deutschen Lande schallt  
Ein einziger jauchzender Schrei:  
— Und meiner ist auch dabei!

## Feldbrief an die Eltern und Anverwandten der katholischen Soldaten.

Von Militär-Oberpfarrer Dr. Poertner, z. St. Feldgeistlicher beim Stabe der 37. Division, 20. Armeekorps, Czestochau, 23. Sept. 1914.

Als ich heute morgen in der Kirche der hl. Familie hier in Czestochau, die hier und in der Nachbarschaft im Kriegsquartier liegenden katholischen Soldaten beim Gottesdienst um mich versammelt sah, da kam mir der Gedanke, im Namen aller, die im Gotteshaus versammelt waren, ein Trostwort an die Anverwandten in der Heimat zu schreiben. Unsere braven Krieger sind ja Tag für Tag so sehr in Anspruch genommen, daß sie nicht so ausführlich und nach Herzenswunsch alles berichten können, was sie betrifft. So will ich, der ich ihre Freuden und Leiden teile und weiß, wie es ihnen hier ergeht, im Namen der mir anvertrauten, lieben Soldaten, einmal ausführlich an die Eltern und Anverwandten schreiben. Also, Gott zum Gruß zunächst euch allen in der lieben, fernem Heimat, euch allen, die ihr gewiß oft und innig an uns denkt! Wir wissen und fühlen es, daß eure Gebete und guten Wünsche uns begleiten, wir wissen auch, was ihr von uns und unserer harten Kriegsarbeit für unser liebes Vaterland erwartet. Haben wir euere Erwartungen bisher nicht erfüllt? Sind euere und unsere Gebete nicht angenehm bei Gott gewesen und haben Erhörung gefunden? Ein lautes „Ja“ schallt uns aus der Heimat entgegen, denn wir taten wahrlich unsere Pflicht, ertrugen freudig die Mühen und Anstrengungen weiter, schwerer Märsche, wir kämpften mit Begeisterung, mit Todesmut und Siegeszuversicht. Wir wußten alle, daß Gott mit uns war und uns auserwählt hat, für König und Vaterland, für Heim und Herd, für Weib und Kind, für die gerechte Sache unserer lieben Heimat zu kämpfen. Dieser Gedanke hat uns immer stark gemacht. Wenn manchmal die Kraft versagen wollte, dann dachten wir an euch in der Heimat, die wir schützen müssen vor Schande, Entehrung, Mord. Das ist nicht zuviel gesagt, denn wir sahen es mit eigenen Augen, als wir noch in Ostpreußen kämpften, wie frebelhaft und gegen alles Völkerrecht die Kosaken und auch andere russische Truppen in unserer ostpreussischen Heimat gewütet haben. Wir hörten mit Zähneknirschen, daß eine Kosakenbande den alterwürdigen, katholischen Pfarrer von Santoppen, Kreis Köffel, mit etwa 20 anderen harmlosen Bürgern erschossen haben, wir hörten das Klagen und Weinen derer, die uns von den Greuelthaten russischer Truppen gegen Knaben von 14—17 Jahren erzählten. Erbarmungslos wurden diese Jünglinge, noch halbe Kinder, niedergeschossen, oder erstochen, damit sie nicht deutsche Soldaten würden; wir hörten von den Schandtaten gegen Frauen und Mädchen, wir sahen mit eigenen Augen auf dem ganzen deutschen Gebiete bis zur russischen Grenze entsetzliche Verwüstungen, unzählige brennende Gehöfte, sodah' ein tiefer Jammer mit unserer ostpreussischen Heimat uns packte. Da wußten wir wohl, was ihr in der Heimat nun von uns Soldaten erwartet. Gott sei es gedankt, daß wir euere Erwartungen erfüllen konnten. Schnell hat Gott euere und unsere Gebete erhört und unsere Waffen gesegnet. Ich sage, auch unsere Soldatengebete! Denn wir kämpfen nicht nur, nein, wir beten auch und halten treu an der Hand unseres lieben Herrgottes fest, wie ein Kind an der Hand seines Vaters. Wir sind im Kriege von tausend Gefahren umgeben, überall lauert der Tod auf uns, das wissen wir und darum halten wir uns fest am lieben Gott, der ja Herr über Leben und Tod ist. Seid versichert, liebe Eltern und Anverwandte, das harte Kriegshandwerk macht uns nicht roh und schlecht, sondern im Gegenteil, fromm und gottesfürchtig. Heute haben wir zum Beispiel wieder Gottesdienst gehabt, den unser Pfarrer Dr. Poertner uns hielt. Um 9 Uhr versammelten wir uns an der schönen, neuerbauten Kirche, die der heiligen Familie geweiht ist. Da waren wir auch alle wie eine Familie, und Gott gebe, daß

wir auch eine heilige Familie waren und sind und bleiben. Wir haben alle, etwa 1000 Mann, die heilige Kommunion empfangen, wobei der Herr Propst der Kirche und noch zwei Geistliche unserem Herrn Pfarrer halfen, denn allein hätte er uns in der kurzen Zeit des Gottesdienstes das heilige Abendmahl nicht reichen können. Viele Zivilpersonen wohnen bei, die wohl erstaunt waren über die Andacht der deutschen Soldaten. Wir sangen die schöne deutsche Messe „Hier liegt vor deiner Majestät im Staub die Christenchar“ und zum Schluß „Großer Gott, wir loben dich.“ Das schallte mächtig durch die große Kirche, da noch die Musikkapelle der 146er unsern Gesang begleitete. In der Predigt sagte uns unser Herr Pfarrer Poertner, daß wir nach den Siegestagen in Ostpreußen nunmehr in Feindesland vor neuen Kämpfen stünden. Darum sollten wir unser Testament machen und unsere Güter richtig verteilen: unsere Seele dem lieben Gott, denn sie ist Gottes Eigentum, unseren Arm, der die Waffen führt und unsere Treue dem König und Kaiser und unsere Arbeit und Mühen dem Vaterland. Dann sei alles recht und gut verteilt. Während der Predigt haben wir alle zusammen ein inniges Kneuegebet gesprochen, worauf uns der Herr Pfarrer die Losprechung von unseren Sünden gab, die wir knieend empfingen. Dann gelobten wir vor dem Altare noch einmal Treue unserem geliebten Kaiser und König. Das Vaterland sei uns nicht ferne, hieß es weiter in der Predigt, denn wir trügen es in uns, sein Geiste wehe um uns, wenn die Fahne uns voranziehe. Zum Schluß beteten wir alle:

„Mein Testament soll sein am End:  
Gott, König, Vaterland.“

Seht, liebe Eltern und Anverwandte, wie ihr getrost sein dürft wegen uns, denn es kann uns nur gut gehen, wenn so Gott mit uns ist. Gewiß, mancher aus uns wird nicht mehr in die irdische Heimat zurückkehren, sondern gleich vom Schlachtfelde aus in die ewige Heimat. Aber sollen wir deswegen klagen, da es doch Gottes Wille ist? In 50 Jahren lebt ja kaum einer von uns mehr und was sind 50 Jahre zwischen heute und der Ewigkeit!

Die Hauptsache ist und bleibt, daß wir uns einmal in der ewigen Heimat bei Gott wiedersehen. So denken wir Soldaten im Felde und so möget ihr auch denken in der Heimat. Seid unverzagt, wie wir es sind und laßt den Mut und das Gottvertrauen nicht sinken. Ist Gott mit uns, Christus unser Leben, dann ist der Tod uns nur Gewinn! Wir sind glücklich, wenn wir wissen, daß auch ihr etwas Soldatenmut habt. Darum wischt die Tränen weg und jammert nicht, denn Gott verläßt die Seinen nicht. Um die Liebesgabe des Gebetes bitten wir auch weiterhin, und wenn die Post Pakete annimmt, dann sendet auch leibliche Liebesgaben, wollene Unterkleider, Strümpfe, Handschuhe, auch dies und jenes an Speis und Trank! Für Alles: Vergelt es Gott und heißen Dank! Gott befohlen! Auf Wiedersehen!

Euere treuen Söhne, Männer, Brüder  
und Freunde in Rußland.

## Meinem Jungen.

(Aus dem Feldpostbrief eines Vaters.)

Im Felde, inmitten von Schutt und Brand,  
Vom Schlachten Donner umklungen,  
Steht dein Vater jetzt draußen im Feindesland,  
Die Muskeln gestrafft, am Gewehr die Hand  
Und denkt nur an seinen Jungen.

Aus tausend Schlünden das Schicksal droht  
Als ob's uns verderben werde.  
Gar reiche Garben erntet der Tod,  
Und der Himmel leuchtet wie Blut so rot  
Und blutrot schimmert die Erde.

Doch wir stürmen voran mit eiserner Macht,  
Mit wuchtigen deutschen Hieben.  
Und lauert auch vor uns die ewige Nacht,  
Wir empfinden nur eins im Gewitter der Schlacht,  
Daß wir streiten für unsere Lieben.

Denn wir wollen, daß deutsche Sitte und Brauch  
Nicht sterbe und unterliege.  
Dem Vaterland gilt drum der letzte Hauch,  
Doch für dich, mein Junge, kämpfen wir auch  
In diesem heiligen Kriege.

Damit du aufwächst und stolz und frei  
Den Arm kannst rühren und regen,  
Damit deiner Hände Arbeit gedeih',  
Damit deine Zukunft voll Sonne sei  
Und erfüllt von himmlischem Segen.

Das sollst du wissen, wie ich es weiß:  
Bald siehst du die Feinde bezwungen,  
Dann lehre ich wieder in eueren Kreis  
Und schließ in den Arm meinen Kampfespreis:  
Deine Mutter und meinen Jungen.